

„Risch und risch,  
Die Katz unterm Tisch!“

Damit bekamen die beiden jungen Stuchschwänze jeder einen Stoß, daß sie fast unter den Tisch gefallen wären, und in wilder Flucht brauste alles davon, am letzten der Amerikaner, weil er so dick war. Er hatte keine Zeit zu verlieren gehabt, denn mit einem Saße war der Peter auf dem Tische und hätte ihn fast noch in der Luft erangelt.

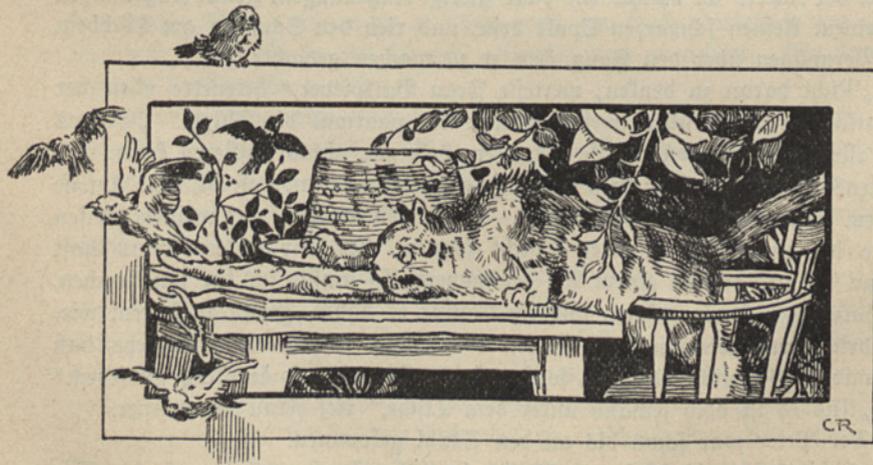
„Ihr Lumpengesindel,“ sagte Peter und zeigte vor Aerger die Zähne.

Auf dem Goldregenbaum aber fiel alles über den Amerikaner her. „Der Schelm, der Dieb, der Diebschelm!“ Und damit zausten sie ihn, daß die Federn stoben.

Der ließ sich alles ruhig gefallen. „Nur zu!“ sagte er. „Ich habe doch meinen Triumph weg, denn ich habe ihn ordentlich eins ausgewischt.“

„Wem denn?“ fragte Bartpieper höhnisch.

„Dem Kater,“ meinte der Dicke. „Ich hieb ihn mit dem Schnabel, daß ich glaube, er hat nur noch ein Auge. Habt ihr ihn nicht schreien hören?“



## Der arme Hans Christoph.



In der Stadt Köln am Rhein lebte vor alters ein reicher Herrscher mit Namen van Toll, der starb und hinterließ sein Geschäft und seine Reichthümer seiner Frau und seinem Sohne Hans Christoph. Da Hans Christoph noch nicht erwachsen war, verkaufte die Mutter das Geschäft und widmete sich der Erziehung des Sohnes in dem schönen, mit vielen Kunstwerken geschmückten Hause, das der Verstorbene hatte erbauen lassen.

Die Mutter war eine fromme, gottesfürchtige Frau, die den Sohn abgöttisch liebte, Hans Christoph aber ein zwar sehr kluger, doch zugleich schwer lenkbarer, eigensinniger und jähzorniger Knabe, der für die Zärtlichkeiten der Mutter wenig Entgegenkommen zeigte und seine eigenen Wege ging. Sie hielt ihm geistliche Lehrer und Berater, die sich redlich Mühe gaben, seinen starren Sinn zu erweichen und sein Herz empfindsamer zu stimmen; allein noch der letzte sagte ihr zum Abschied: „Das ist hart Holz, nur das Schuizmesser Gottes kann daraus ein Gebild nach Eurem Wunsche schnitzen.“ Sie weinte in der Stille manche Thräne, betete auch viel für den Sohn im Kämmerlein und in der Kirche, doch Hans Christoph wurde dadurch weder sanfter und zärtlicher, noch frömmer. In die größte Herzensnot aber geriet sie, als dieser, der nun mündig geworden war, vor sie hintrat und sagte: „Frau Mutter, es ist jetzt an der Zeit, daß ich mich in der Welt umsehe und Kenntnisse sammle, die hier nicht zu haben sind; helft mich also ausrüsten, damit ich mit Anstand auf die Reise gehen kann.“

„Ach, lieber Sohn,“ wehklagte sie zu Tod erschrocken, „bleib doch lieber hier. Wohin du ziehst, überall lauern neue Gefahren für deine Seele; dazu bin ich nicht so jung und rüstig mehr, und wenn Gott mich indes abrufen sollte, würde ich ein schweres Ende haben, wärest du fern von mir.“

Hans Christoph aber meinte ungeduldig, der Apfelbaum müsse sich's gefallen lassen, daß der Apfel abfiel, und eine Mutter, daß der erwachsene Sohn nicht mehr an ihrer Schürze hänge. Er hoffe, Gott werde ihr noch manche Jahre und ein fröhlich Wiedersehen schenken. Und da er auf seinem Willen bestand, mußte sie nachgeben und ihm mit bitteren Thränen lebewohl sagen.

So zog er denn den Rhein hinab bis in das Land Italien. Dort hielt er sich an den Stätten der Gelehrsamkeit auf, die damals weit berühmt waren, studierte fleißig und führte nebenbei ein munteres Leben. Es kam aber, wie die Mutter gefürchtet hatte: eines Tags traf ihn die Botschaft, daß sie gestorben sei; vom Sterbebette schickte sie ihm ihren Segen und die Bitte, er möge in Gottes Namen fromm und tugendsam wandeln. Wenn er ihr noch einen Liebesdienst erweisen wolle, so möge er nach Rom ziehen und in Sanct Peters Dome eine Seelenmesse für sie lesen lassen.

Hans Christoph war wohl zuerst erschrocken und betrübt; aber dann meinte er: „Zum Sterben sind wir alle geboren,“ ging auch nicht nach Rom, sondern gab nur einem Priester, der dorthin zog, den Auftrag, die Messe zu besorgen, und ein gut Stück Geld dafür.

Erst nach Jahren, da er des Lebens in der Fremde überdrüssig war, traf er von Paris her wieder in der Heimat ein, packte allerlei Kostbarkeiten und viele Bücher aus, die er mitgebracht, und ging dann auch, die Gräber seiner Eltern zu besuchen. Als er wieder davon schritt, hörte er hinter sich ein Geflatter, und als er sich umwandte, gewahrte er eine schneeweiße Taube, die sich auf den Weg niedergelassen hatte und mit dem Kopfe nickend und nach ihm äugend hin und wieder trippelte. Er setzte seinen Weg fort, die Taube aber folgte ihm bis an den Ausgang des Kirchhofes, dort flog sie auf und nahm in der Luft den Weg zurück, bis sie seinen Augen hinter Bäumen entschwand.

Nach und nach besuchte er in der Stadt die alten Bekannten seiner Eltern und seine Jugendgespielen, die den Weitgereisten freundlich und voll Neugier aufnahmen, gab auch Gastereien und Feste in seinem Hause; wenn er allein sein wollte, so ging er in den großen, schöngepflegten Garten vor der Stadtmauer, dort studierte er in seinen Büchern, die er in dem stattlichen Gartenhause untergebracht hatte, oder gab sich körperlichen Uebungen hin. Unter seinen Bekannten aber entstand bald das Gerede: er sei hochmütig ob seines Wissens und rechthaberisch, und er führe gottlose Reden, auch habe ihn noch niemand in einer Kirche gesehen. Eines Tages kam denn auch der Geistliche, der seiner Mutter im Sterben beigestanden, zu ihm und machte ihm darüber freundliche Vorwürfe. Da lachte Hans Christoph und meinte: seit er in Italien gewesen, könne er die Kirchenluft nicht vertragen. „Besinnt Euch,“ sagte der Geistliche, „alle Weisheit dieser Welt kann Euch nicht glücklich machen, sie ist nur für den Kopf, aber das Glück kommt vom Herzen.“

Verhüte Gott, daß Eure Mutter wüßte, wie es um Euch steht, sie hätte keine Ruhe im Grabe mehr.“ Damit ging er.

Am Sonntag drauf, als die Kirchenglocken läuteten, saß Hans Christoph van Toll in seinem Gartenhause und las über einem Buche, dessen Blätter aus vergilbtem Pergament bestanden und dessen Buchstaben mit der Hand geschrieben und oft kunstvoll bunt verziert waren. Die Glocken schwiegen eben, da hörte er vor dem Fenster, wo der helle Sommer Sonnenschein lag, deutlich eine Stimme sagen: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“

„Ei,“ rief er, „wie kommt einer in meinen Garten?“ denn der war von hohen Mauern umgeben und die Pforte war verschlossen. Er sprang auf und schaute aus dem Fenster, sah aber nirgends einen Menschen, nur eine weiße Taube, die auf dem Rasen hin und wieder ging und pickte. So trat er hinaus, um nachzuschauen, fand aber auch nichts weiter, und in seinem Verdruß stieg er auf den Rasen und scheuchte die Taube fort, die flog über die Stadtmauer.

„Es muß mir jemand einen Schabernack spielen,“ sagte er für sich. „Nur wüßte ich gern, wie er das anfängt. Sie ärgern sich, daß ich im Kopf heller bin, als sie, und nicht mitlaufe, wohin die große Herde läuft.“

Und er setzte sich wieder zu seinem Buche.

Ueber acht Tage hieß er in der Frühe seinen Rappen satteln und ritt aus dem Stadthor und am Rhein hinauf. Die Welt ringsum war so schön in ihrem grünen Schmuck und der breite Rhein blizte, Hans Christoph aber ließ den Rappen ausgreifen, daß der Ries hinter ihm stob, und war schon ein gut Stück von der Stadt ab, als die Glocken in ihr zu läuten begannen. Raun waren sie stille, da sagte wieder die Stimme wie am Sonntag zuvor neben ihm: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“ Es klang aus dem Weidengestrüpp links am Wasser, und wie er mit einem Ruck den Rappen anhielt, flog die weiße Taube aus den Weiden und setzte sich vor ihm in den Weg, pickte hin und her und that nicht anders denn eine gewöhnliche Taube. „Dummes Ding,“ rief Hans Christoph, „mußt du mir wieder vor die Augen kommen, daß mir die alberne Rede im Ohr klingt!“ und schlug den Rappen, daß er bäumte und auf die Taube losfuhr. Denn er redete sich ein, der Ruf sei nichts als eine Erinnerung, die ihm beim Anblick der Taube gekommen.

Die Taube aber erhob sich in die Luft und flog nach der Stadt zu.

Darauf kam der dritte Sonntag. Hans Christoph befand sich wieder in seinem Garten, eben damit beschäftigt, nach einer Scheibe mit Armbrust und Bolz zu schießen, worin er Meister war, als geläutet wurde. Er zog verdrießlich und unruhig die Stirn kraus, in Erwartung, daß die Glocken schweigen und er abermals den Ruf wie an den vorhergehenden Sonntagen vernehmen würde. Und eben da er angelegt hatte und zielte, ward es stille in der Luft, und deutlich hörte er hinter sich mit klagendem Ton sagen: „Hans Christoph, kommst du nicht mit zur Kirche?“ Ergrimmt fuhr er herum, sah wieder die weiße Taube, besann sich nicht viel, sondern legte die Armbrust auf sie an und drückte ab.

Da fiel die weiße Taube zu Tode getroffen um; von ihr aber stieg ein feiner Nebel auf, größer und größer, formte sich zu einer Frauengestalt, die ganz durchsichtig war, und da sah er, daß es seine Mutter war, die schaute ihn mit jammervollen Augen an und rang die Hände. Hans Christoph fühlte einen harten Schlag auf sein Herz, daß die Armbrust seinen Händen entsank, wollte auf das Bild zustürzen, allein er konnte kein Glied rühren. Das Nebelbild wurde dünner und dünner und verschwand vor seinen Blicken.

Als Hans Christoph die Kraft wiederkam, eilte er zu der Stelle: da lag die Taube, und das Blut färbte ihr weißes Gefieder purpurrot. Er hob sie vom Boden: sie unterschied sich durch nichts von einer gewöhnlichen Taube. Und allmählich lehrte ihm die Zuversicht zurück und er meinte, alles übrige sei wohl ein Trugbild seiner Sinne gewesen; nun die Taube tot sei, werde er vor dem Spuk endlich Ruhe haben.

In der folgenden Nacht aber hatte er einen Traum. Seine Mutter erschien ihm leibhaftig, rang wieder die Hände und sagte: „O Hans Christoph, nun ist dir die ewige Seligkeit verschlossen.“

Von da ab begegnete ihm eine Weile nichts Außerordentliches mehr. Indes fand er doch keine rechte Ruhe, die Sache ging ihm im Kopfe herum und quälte ihn, obwohl er des Glaubens lebte, es gäbe gar keine ewige Seligkeit; wenn einer tot sei, so sei alles vorbei. Um aber der Einsamkeit quitt zu werden und Zerstreuung zu finden, beschloß er, sich ein Weib zu nehmen. Und da er ein so angesehenes Mann war, wurde es ihm nicht schwer, eine schöne Braut aus einer der vornehmsten Familien der Stadt zu gewinnen, und die Hochzeit wurde mit aller Pracht gerüstet.

Zu seiner Trauung wollte Hans Christoph nun doch in die Kirche gehen. Während im Hause der Braut gekocht und gebraten wurde, begab sich



das Brautpaar mit allen Festgästen auf den Weg. Kinder streuten Blumen und Grün, und viel Volks stand neugierig bei der Treppe, die zum Eingang der Kirche führte.

Da geschah es, daß der Bräutigam auf der obersten Stufe Halt machte, und wie er sich auch mühte, die Füße zum Weitergehen zu bewegen, sie waren wie gelähmt. Die Braut fragte: „Was ist dir?“ Er antwortete: „Ich weiß es nicht, aber ich kann keinen Fuß heben.“ Und zu den Nächsten sagte er: „Faßt mich an und hebt mich, daß ich die Kirchthür gewinne.“ Da kamen die Brüder der Braut und versuchten ihn zu heben, doch brachten sie ihn nicht von der Stelle. Ein Gemurmur entstand, und das Volk drängte herzu. Als man sich überzeugt hatte, daß alle Mühe vergeblich war, ging einer, den Priester herauszuholen, der brachte Weihwasser mit und versuchte, den Gebannten zu lösen. Das half auch nichts. „Wehe,“ sagte der Priester, „du bist verdammt und des Teufels Gefelle,“ schlug noch drei Kreuze und wich in die Kirche zurück. Da stob alles auseinander, die Braut und ihre Sippe sagten sich los von Hans Christoph und zogen schauernd heim.

Hans Christoph blieb allein zurück, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen; er drehte sich um und schritt trozig die Treppe hinab bis in sein Haus.

Einige Zeit verblieb er noch in seiner Vaterstadt, von allen gemieden, dann verließen ihn auch die letzten Diener und er hatte Mühe, Nahrung zu erhalten. Nun bot er seinen Besitz zum Kauf aus. Erst wollte keiner kaufen; dann erwarb eine reiche Witwe alles und schenkte es der Kirche. Hans Christoph aber nahm sein Geld und zog in die Fremde, wieder nach Italien.

Viele Jahre vergingen; Hans Christoph wurde ein alter Mann. Mehrmals hatte er wieder den Versuch gemacht, eine Kirche zu betreten, aber nie war es ihm gelungen. Er war davon nur immer verstockter geworden. Jetzt, wo er bisweilen an den Tod dachte, ward ihm doch das Herz beklommen, und endlich hatte er keinen sehnlicheren Wunsch, als des Fluches ledig zu werden. „Ei,“ sagte er, „so werde ich nach Rom zum Papst ziehen, daß er mich lospricht, es koste, was es wolle.“

So machte er sich nach Rom auf, gelangte auch bis zum Papst und trug ihm sein Anliegen vor. Der aber sprach: „Wider Gottes offenbaren Willen habe ich keine Macht. Thu Buße, bis sein Zorn ein Ende erreicht.“

Da zog Hans Christoph in schwerer Not wieder fort von Rom, that sein Geld in viele Beutel und versteckte es in einer Felshöhle, die er gut ver-

schloß, er selbst aber fing an zu wandern, von Ort zu Ort, saß überall vor den Kirchthüren und horchte, wie drinnen gesungen und geredet wurde, wie Orgel und Glöckchen klangen. Immer älter wurde er darüber, steinalt, weit über der Menschen Jahre, wurde nie krank und konnte nicht sterben. Sein Antlitz schrumpfte zusammen, spärliches weißes Haar lief noch wie ein Kranz um den kahlen Kopf; so schleppte er sich, einem alten Bettler gleichend, am Stock von Kirche zu Kirche, sein welker, zahnloser Mund betete, und die Kirchgänger warfen ihm Almosen zu.

Niemand war mehr auf Erden, der ihn kannte.

Eines Tages geschah es, daß er vor einer Kirche in der Hauptstadt Wien saß. Es war ein heißer Sommertag und die Kirchthür stand offen, und er konnte doch nicht hinein gelangen. Zwei Knaben kauerten ein Stück von ihm und betrachteten ihn mitleidig, und endlich sagte einer zum anderen: „Er ist gewiß krank; wenn der Pater Florian herauskommt, der hilft allen Leuten.“

Das hörte Hans Christoph, und er nahm die Hände vom Gesicht und fragte: „Wer ist der Pater Florian?“

„Der da drin spricht,“ sagte der Knabe.

Da war es Hans Christoph, als müsse er mit dem Pater Florian reden, und er saß und wartete. Und endlich war die Kirche zu Ende, und er sprach zu den Knaben: „Bleibt und zeigt mir den Pater.“ Die Leute strömten heraus, und ein Weilchen drauf trat ein Mönch aus der Thür, dem küßten die Knaben die Hand und sprachen: „Gelobt sei Jesus Christus, Pater Florian.“ Da sagte der Mönch: „In Ewigkeit, Amen, ihr Buben,“ und strich ihnen über das Haar. Hans Christoph aber erhob sich, trat herzu und sprach: „Ehrwürdiger Herr, ich habe ein Verlangen, Euch zu beichten.“ Der Mönch antwortete: „So kommt in die Kirche zum Beichtstuhl.“

„Das geht nicht an,“ sagte Hans Christoph; „wolltet erlauben, daß ich Euch das Geleit gebe, so sollt Ihr hören, warum nicht.“

Verwundert ging der Mönch, und jener mit ihm. Und als die Beichte zu Ende war, blieb der Pater Florian stehen, legte Hans Christoph die Hand auf die Schulter und sprach: „So Ihr rechte Reue und Verlangen nach Gott traget, werde ich einen Rat für Euch finden. Kommt morgen um diese Zeit wieder vor die Kirche.“

Am anderen Tag war Hans Christoph an der Stelle, und als der Mönch kam, war seine Miene froh und er sagte: „Heil Euch! Denn diese Nacht sah ich Euch im Traume sitzen, und Bauleute führten um Euch herum ein

Kirchlein auf. Auf solche Art werdet Ihr in die Kirche hinein kommen und Frieden finden, denn an Gelde gebricht's Euch ja nicht dafür."

Der arme Hans Christoph küßte dem Mönch die Hand und weinte Freudenthränen, machte sich alsbald nach Italien auf, wo sein Geld verborgen war, und redete die Sache mit einem Baumeister ab. Nun saß er Tag und Nacht auf der bloßen Erde, wie auch das Wetter sein mochte, und um ihn stiegen die Mauern eines Kirchleins auf, höher und höher, bis sich das Dach über ihm wölbte; und das Kirchlein ward mit allem Fleiß ausgestattet, bis auch nichts dran fehlte. Die Geschichte von dem wunderlichen Mann, der eine Kirche um sich bauen ließ, ward weithin rühbar und zog Neugierige herbei; und als der Tag gekommen war, da das Gotteshaus geweiht werden sollte, konnte das Kirchlein die Zahl der Andächtigen längst nicht fassen.

Die Orgel spielte und die Festgesänge erschallten, Hans Christoph aber saß vor dem Altar auf einem Stuhl und lobte Gott; ihm war, als sähe er den Himmel offen, und alle Seligen schauten auf ihn nieder und seine Mutter faltete verklärt die Hände gegen ihn. Und als die Worte der Weihe gesprochen waren, schloß Hans Christoph die Augen, und das welke Haupt sank auf seine Brust nieder.

Im selben Augenblick richtete alles die Blicke gegen die Decke, denn dort schwebte eine weiße Taube; sie flatterte zu Hans Christoph herab, und als sie wieder aufflog, waren es zwei Tauben, die nahmen den Weg zu einer offenen Luke und entschwandten in das Freie.

Und als der Priester zu Hans Christoph trat, sah er, daß der gestorben war.



## Friedchen in der Rumpelkammer.



Friedchen hatte eben zum Geburtstage eine neue Puppe bekommen, ein hübsches Fräulein mit einem schönen roten Kleide. Sie war gleich getauft worden, nämlich auf den Namen Elisabeth, und noch am selben Tage hatte sie den Hampelmaß geheiratet, damit sie versorgt war. Nun mußte sie doch

auch das Haus kennen lernen. Friedchen trug sie mitsamt ihrem Hampelmaß überall herum und zeigte ihr alles. Nur das Merkwürdigste war noch übrig, das hatte Friedchen bis zuletzt aufgehoben; und dahin begaben sich jetzt die drei, treppauf, wo der Dachboden war: dort war auch die Rumpelkammer.

Ja, so heißt sie jetzt; eigentlich aber die Großvaterstube, denn Großvater hatte drin gewohnt, bis er gestorben war. „Weil er so alt war,“ sagte die Mutter. Brüderchen Otto war auch bald gestorben, aber der am Scharlach. Viele Sachen vom Großvater waren in der Rumpelkammer noch zu sehen, und die Spielsachen von Otto hatte man auch hinauf gestellt. Großvater war einmal Schullehrer gewesen, nicht Förster, wie der Vater; er war immer heiser, saß oben in seiner Dachstube und las, so erzählte Friedchen unterwegs auf der Treppe der Frau Hampelmaßin, die sie aber nur „Elisabeth“ nannte.

Nun waren sie auf dem Boden angelangt. So dämmerig war es da und so schön kühl; draußen war eine solche Sommernachmittagshize! Es roch wohl ein bißchen nach Staub und Ruß: da sah man ja auch die Schornsteine, wie sie aufstiegen, durch das Dach hindurch. Und dort, das war die Thür zur Rumpelkammer; und Friedchen ging und öffnete sie, ein bißchen zaghaft, den Hampelmaß in einem und Elisabeth im anderen Arm.

Wie sie eingetreten war, raschelte es irgendwo, da wäre sie beinahe umgekehrt. Aber sie faßte sich, so blaß sie auch geworden war.

„Siehst du?“ sagte sie zu der Puppe und lehnte die Thür bloß an.

Das war wirklich ein nettes Erkerstübchen! Aber es lag und stand alles recht bunt durcheinander drin. Born schien gerade die Sonne durch das Fenster herein, daß es blendete, und in dem Lichtstreifen tanzte der Staub.

„Das ist der Stuhl, auf dem hat Großvater immer gesessen und gelesen; darauf stehen jetzt zwei Laternen; und das ist seine Flinte, mit der ist er mit Vater manchmal in den Wald schießen gegangen. Die alte häßliche Gule da an der Wand hat er auch geschossen und ausgestopft. Und das Bild an der Wand ist die Großmutter, die ist schon lange, lange gestorben, da lebte ich noch gar nicht; und die Uhr neben ihr ging früher, jetzt steht sie, weil sie Großvater nicht mehr aufziehen kann. Das da ist seine große Erbkugel, die kann man drehen.“

Friedchen tippte mit dem Finger dran, aber zu drehen getraute sie sich nicht.

„Da hinten, das sind Ottos Spielsachen.“